

Ein Kosmos aus Klängen

Zwischen Pädagogik, Handwerk, Musik und Therapie fand Bernhard Deutz einen Traumberuf.

Von Ulrike Gramann

Die Augen sind geschlossen. Die Jalousie am Fenster zur Straße, ist sie jetzt auf oder zu? Egal, das Draußen entfernt sich, als der Klang hinter meinem Rücken beginnt, zwischen den Schulterblättern abwärts wandert, aufwärts, nach rechts oder links der Wirbelsäule, nicht genau zu orten, weil der Klang sich ändert, sich in Bewegung umsetzt, weil die Fläche, auf der ich sitze, zu schwingen beginnt, die Stuhllehne vibriert. An ihrem oberen Rand singt eine Melodie. Das hier ist etwas vor, nach oder neben der Musik: elementar, aber ohne Gewalt.

Klänge kommen nicht aus dem Nichts. Diese entstehen, weil Bernhard Deutz die Saiten spielt, die über die gewölbte Rückseite des Klangstuhls gespannt sind, auf dem ich Platz genommen habe. Der Stuhl steht neben den Tamburas, Klangrohren und anderen Instrumenten seiner Werkstatt. Die glatten Oberflächen aus hellem Holz, aus Bergfichte, europäischen Laubhölzern und Bambus wecken den Wunsch, sie zu berühren, an den Saiten zu zupfen. Nur die Chrotta, die auf ein mittelalterliches Instrument zurückgeht, mit dem Sänger sich begleiteten, erinnert von der Form her an Streichinstrumente, wie wir sie aus klassischer und traditioneller europäischer Musik kennen. Deutz stammt nicht aus einer jener Instrumentenbauerfamilien, die über Generationen hinweg ihre Tradition pflegen. »Von außen« zu kommen, bedeutet hier: unvoreingenommen sein, offen dafür, wie Menschen Klänge erzeugen und erfahren. Der Klangstuhl ist nur eine von Deutz' Erfindungen, die auffälligste. Auch Klangliege, Klangwiege und Körpertamburas bringen Menschen in intensiven Kontakt mit Klang und Schwingung, die man nicht nur mit dem Ohr, sondern mit dem ganzen Körper erlebt.

Die Saiten, die sich über die meist leicht gewölbten Flächen spannen, sind bei Deutz' Instrumenten auf ein und denselben Ton oder ganz wenige wiederkehrende Töne gestimmt. Das ist ungewöhnlich, beim ersten Hören auch nicht unbedingt zu erkennen, weil es so lebendig klingt. Dem einzelnen Ton, der einzelnen Saite begegnete Deutz zuerst im Monochord. Das sei ja auch ein sehr altes Musikinstrument, sage ich, aber Deutz berichtigt: Zwar habe Pythagoras, jener Vorsokratiker, den wir aus dem Mathematikunterricht kennen, das Monochord gekannt und benutzt. Doch für ihn sei es ein Mess- und Demonstrationsinstrument gewesen, an dem man das Verhältnis von Tonhöhe und Saitenlänge untersuchen konnte, Intervalle wie Oktave, Quinte und Quarte. Töne und ihre Proportionen begegnen uns schließlich überall in Natur und Menschenwerk. Erst im 20. Jahrhundert wurde aus dem Monochord ein Musik- oder vielmehr Klanginstrument. Ist es mit vielen auf ein und denselben Ton gestimmten Saiten bespannt, kann man es auch Polychord nennen. Bei solchen Instrumenten entfaltet sich aus einem Grundton ein Spektrum von Klängen und Vibrationen, ein »Klangkosmos im einzelnen Ton«, wie Deutz sagt, ein reichhaltiger, farbiges Klang, »monochrom, nicht monoton«.

Also, er begegnete dem Monochord. Das war in den 1980er Jahren. 1955 geboren, betreute der studierte Sozialpädagoge in Westberlin schwierige Jugendliche. In genau jenen Jugendwohnungen, die er gemeinsam mit den Jugendlichen instand setzte, begann sein Weg zum Instrumentenbau. Während nämlich pädagogische Ansätze zuvor nicht selten in Frustration gemündet waren, machte die handwerkliche Arbeit ihm Lust und zeitigte greifbare Erfolge. Ausstieg und Umwege über Reisen und Landleben führten ihn 1985 schließlich in einen Instrumentenbaukurs in der Gegend von Bremen. Aus dem Auswurd ein Um-, besser Quereinstieg: 1985 eröffnete Deutz seine erste Werkstatt, in Bremen.

Berlin war vorerst passé. Doch als sich 1990 »dort ohnehin so viel an-



In der Werkstatt

Fotos: KlangWerkstatt



Eine Körpertambura wird gestimmt.

derte« und weil Berlin bereits ein kleines Zentrum der Musiktherapiezone war, kehrte er zurück. Seine erste »KlangWerkstatt« in der Auguststraße, im entstehenden Galerieviertel, musste einer Kneipe weichen. Seit 1999 arbeitet Deutz nun in der Christburger Straße, wo es auch tagsüber ruhiger ist als man so nahe der verkehrsreichen Greifswalder erwartet. Vor den Stufen zur Werkstatt hinauf stehen ein paar Holzklötze neben Oleander und Bambus, die Kaffeepause findet sommers wohl im Freien statt. Drin, wo die dicken Segmente geschnitten werden, aus denen eine Klangliege aufgebaut ist, wo Resonanzböden gebogen und Instrumente zusammengefügt werden, kann es gar nicht anders riechen als nach Holz und Handwerk. Auf Hängeböden lagern Hölzer, manche viele Jahre lang. An der Wand hängen die charakteristisch geschwungenen Teile, die für die kleine Lyra benötigt werden. Überall handschriftliche Notizen, Schraubzwingen und Beitel in vielen Größen, aufgereichte Werkzeuge aller Art. »Hier wird lackiert«, höre ich, »hier wird besaitet«, und, er-

gänzt jener Mitarbeiter, der ein Messgerät vor sich hat und eine Saite nach der anderen berührt: »Hier wird gestimmt.« Leise geht es dabei nicht immer zu, doch selbst als aus einem der Räume Schleifgeräusche dringen, vertreibt das nicht den Eindruck von Ruhe und Konzentration.

Deutz hat eine langjährige Ausbildung am Klavier erfahren und außer Sozialpädagogik auch Musiktherapie studiert. Die schien ihm den politischen Ansätzen für die Arbeit mit »Randgruppen« zu widersprechen, fern davon zu sein. Das Thema Musiktherapie hätte die Gegensätze in Verbindung bringen können, doch daran dachte Deutz damals nicht. Warum das Monochord seinen beruflichen Weg später so entscheidend veränderte, erklärt er so: Anders als das Klavier, das für virtuosos Spiel gedacht ist, eröffnen solche Instrumente beinahe jedem Menschen die Möglichkeit, sich mit Klang zu beschäftigen, harmonische Klänge zu erleben und selbst zu produzieren. Ob eine Person nach landläufigen Maßstäben als »musikalisch« gilt, ob sie ein Instrument lernte, ob das

nämlich, zum Beispiel, keineswegs gleichgültig, ob ein Instrument gezupft oder gestrichen wird. Beim Zupfen entsteht der Ton beim Loslassen der Saite und verklingt langsam, beim Streichen bringt gerade die andauernde Berührung, das Festhalten der Saite den Ton hervor. Die Verwendung von Streichinstrumenten wie der Chrotta in der Musik- und Klangtherapie sei gar nicht selbstverständlich, ihm bedeute sie gerade wegen der Art, wie dabei der Klang entsteht, viel.

Früher oder später kommt Deutz immer darauf zu sprechen, dass die Kommunikation zwischen der spielenden und bespielten Person nicht nur eine Richtung kennt. Wer die Instrumente spiele, erlebe bisweilen, dass sie bei einer »bespielten« Person anders klingen als bei der anderen. »Man befördert Gefühle an die Oberfläche, mit denen man umgehen kön-

»Klänge produzieren einen Sog, bei dem wir das Denken sein lassen können. Unsere Sehnsucht danach ist groß, unsere Angst davor auch.«

nen muss.« Das kann manchmal auch Trauer sein oder Angst. Darum benötige die Beziehung zwischen den Beteiligten Vertrauen; der Kontakt sei entscheidend, die Fähigkeit, Resonanz zu geben. Und weil das so ist, konnte er dem Manager eines Luxushotels, der sich ein personalsparend automatisches Klanginstrument für den Wellnessbereich wünschte, nur absagen.

Zu Deutz' Kunden zählen Menschen, die gern selbst musizieren wollen, obwohl sie nie ein klassisches Instrument erlernt haben, Menschen, die Freude an schönen Dingen und an Musik haben. Manche setzen Klanginstrumente ein, wo es »nur« ums Wohlfühlen geht. Die meisten aber kommen aus Heilberufen, viele »hängen an den Töpfen Gesundheit, Soziales, Kultur«. Auch deshalb ist die Nische, in der Deutz sein Handwerk ausübt, wirtschaftlich nicht allzu weich gepolstert. Damit mehr Menschen sich mit seinen Instrumenten vertraut machen, bietet er Kurse zur Klangerfahrung an – und zum Selberbau der Saiteninstrumente, die übrigens nicht »pflegeleicht« sind. Man muss lernen, wie man sie stimmt, und man muss sie oft stimmen.

»Man braucht ein Grundverständnis dafür, dass an einem Saiteninstrument alle Bestandteile klingen«, lautet die Antwort auf meine Frage, was mitbringen muss, wer hier arbeiten will. Die Werkstatt beschäftigt mehrere Instrumentenbauer, nicht alle in Vollzeit, und einen Umschüler, der mit Anfang 50 eine wissenschaftliche Tätigkeit aufgab, um Klanginstrumente fertigen zu lernen. »Leidenschaft ist das Schlüsselwort, wenn man hier arbeiten will«, sagt Deutz. Ein Sabbatjahr wünscht er sich, für Zukunftsmusik wie die »Riesenbrummel«, eine Klanginstallation im Treppenhaus der Berliner Erika-Mann-Schule, die von den Schülern »beiläufig, aber respektvoll« angenommen wird. Gebaut hat er sie auch ohne das erträumte freie Jahr. Leidenschaft eben.

Klänge produzieren einen Sog, sagt Deutz, bei dem wir »das Denken sein lassen« können. Unsere Sehnsucht danach sei groß, die Angst davor auch. Das klingt ein bisschen schwer. Doch jetzt hält Deutz mir eine Doppelkalimba hin, ein Instrument mit afrikanischen Wurzeln. Dessen Klänge werden nicht von Saiten erzeugt, sondern kleinen Metallzungen, die einander in zwei Reihen gegenüber stehen. Gegenüber stehen sich zwei Menschen, die darauf spielen. Deutz zupft da, ich zupfe hier. Er zupft leise, ich zupfe mit Übermut lauter. Rufen die Saitenklänge einen Kosmos herbei, sind die Kalimbatöne die Sternschnuppen darin. Auch gute Laune ist ein heilsames Gefühl.



Bernhard Deutz am Klangstuhl

Foto: Stephan Klonek



Das Innenleben von Klangstühlen

Foto: Ulrike Gramann